Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

Begründet von **Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer** in **Zwickau** und von **Konsistorialrat D. R. Eckardt** in **Kriebitzsch** (S.-A.). Verlag: **Arwed Strauch** in **Leipzig.**

Schriftleiter: **Pfarrer G. Mix** in **Guben** (N.-Laus.) [für das Deutsche Reich], **Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter** in **Neunkirchen** (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer **G. Mix** in **Guben** (N.-Laus.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer **Lic. Fr. Hochstetter** in **Neunkirchen** (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an **Arwed Strauch**, Verlag in **Leipzig**, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 1.62 M., den Buchhandel 1.50 Mk., in Oesterreich bei der Post 2 K 5 h, bei den Niederlagen 1 K 50 h. Unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 1.90 Mk., für Oesterreich 2 K, fürs Ausland 2.15 Mk vierteljährlich. — Einzelne Nummern 30 Pf. = 40 h. — Anzeigenpreis 40 Pf. für die 4-gespaltene Petitzeile. Stellengesuche und -Angebote 20 Pf. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amte in Wien.

Nr. 36. Leipzig, 1. September 1916. 15. Jahrgang.

Wes soll ich mich getrösten . . .

Wes soll ich mich getrösten?
Herr, ich hoffe auf dich!
Wenn meine Not am größten,
Komme ich!

Da nun groß Wetter schallen
Und wild Ergrimmen tost,
Hilf, Herr, laß mich nicht fallen,
Du mein Trost!

Ich hatte viel im Herzen,
Mit anderm, drauf ich stand,
Nun bleibt in allen Schmerzen
Deine Hand!

Ach, alles hielt kein' Treue
Und brach wie Glas entzwei —
Herr Gott, ich komm aufs neue:
Steh uns bei!

Gustav Schüler

Gottes Wage

Seit vielen Wochen steht der Krieg. Nicht allzuviel verändert sich von Tag zu Tag. Es ist, wie wenn eine Wage dem Gleichgewicht zustrebt. Wie war das doch anders vor einem Jahr und vor zwei Jahren! Gleich am Anfang des Krieges war unsere Wagschale hoch nach oben geschnellt: auf beiden Seiten hatten wir die Feinde im Land. Dann kamen zur selben Zeit die beiden großen, herrlichen Siege, der in Lothringen und der von Tannenberg. Wie jubelten wir, als unsere Schale sank und die unsrer Gegner stieg! Dann ging es wieder eine Weile umgekehrt, bis endlich im ersten Winter die Wage nur leise Schwankungen zeigte. Wieder jubelten wir, als sie sich im Sommer darauf zu unsern Gunsten in Bewegung setzte: ein Sieg nach dem andern, eine Festung nach der andern. Damals glaubten wir das Ende nicht mehr allzufern. Aber seitdem ist ein ganzes Jahr verstrichen. Die Wage bewegt sich seitdem, bald schwächer, bald wie in den letzten furchtbaren Wochen lebhafter; aber sie kehrt stets wieder zu dem bisherigen Stand der Dinge zurück: wir überwiegen, aber wir sind nicht imstande, völlig den „Ausschlag" zu geben. Wenn wir es wagen dürfen, von unsern Leiden zu sprechen, angesichts der schrecklichen Mühen, die unsre unvergleichlichen Truppen zu erdulden haben, so leiden wir unter diesem Stand der Dinge. Manche werden gleichgültig, manche wollen verzweifeln, einige glauben, daß es so weiter und daß es so ausgehen werde: keine wesentliche Verschiebung der ganzen Lage mehr, die dem einen oder dem andern das Uebergewicht gäbe.

Das aber darf nicht sein. Wir wollen und wir müssen eine Entscheidung gewinnen und zwar eine zu unsern Gunsten. Es dürfen die vielen Opfer nicht umsonst gebracht sein. Unsere Wagschale soll sinken, die der andern soll steigen. Wir wissen zwar, daß die Feinde gar nicht anders denken; auf das Wollen und auf das Wünschen kommt es also gar nicht an. Nur darauf kommt es an, wer bereit und imstande ist, das größte Gewicht in die Schale zu werfen. Darum heißt es noch lange: Opfer, Opfer, Opfer. Es ist ein furchtbares Wort, für den, der das Opfer bringen muß; sein eigenes Fleisch und Blut — wer gibt es gerne her. Aber es geht nicht anders; hier muß geopfert werden. Gegen dieses Opfer sind die Gewichte der Güter gering. Und auch sie müssen hinein in die Schale, wenn sie sinken soll. Mögen auch viele jammern über die unersättliche Gier des Krieges nach Blut und Gut, es gibt immer noch viele andere, die ganz still ihre Opfer bringen, weil sie ihr Vaterland lieb haben. Aber nicht nur Menschen und Güter sind es, auf die es ankommt, noch wichtiger ist alles, was ein Volk an seelischen und geistigen Kräften besitzt und einlegt, um seine Größe und auch um sein Dasein zu erhalten. Tapferer, entschlossener Sinn, Wagemut, Hingebung und Ausdauer — diese Gewichte ziehen herunter, während das lose Zeug der Worte, und wenn es in noch so großen Mengen aufgebracht wird, nur federleicht wiegt. Dazu kommt noch, was immer ein Volk an geistiger Bildung besitzt: technisches Können, Bildung des einfachen Mannes, Leistungskraft der Fabriken, Organisation und Pünktlichkeit — alles, alles fällt ins Gewicht. So erleben wir denn das grandiose Schauspiel, wie in eine Wage von ungeheuren Maßen jede Partei, im Gefühl, daß die Entscheidung naht, alles hineinwirft, was sie zur Verfügung hat, Menschen und Dinge, Kräfte des Geistes und Kräfte der Seele. Darin aber zeigt sich, wie ein Volk in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten gelebt

Kgl. Bibliothek 1. IX. 16

und gearbeitet hat: nur wer erwarb, besitzt und wer hat, dem wird gegeben. Es ist eine ganz unsagbar gewaltige Kraftprobe, die nun auf dieser Weltenwage vor sich geht.

Und darum ist es mehr. Es ist ein Gericht. Gott hält die Wage, auf der die Schicksale der Völker entschieden werden. Wir schauen über den lärmdurchtobten und blutgetränkten Schauplätzen des Krieges in den Wolken eine Hand, die die Wage hält. Gott wägt die Völker, wie er sie stets gewogen hat. Wir schauen voller Spannung, aber mit Vertrauen auf den Ausschlag. Wir hoffen, daß das Schwergewicht unsers ganzen Daseins als eines Volkes, mit alle dem, was wir haben an Menschen und Gütern, an Kräften des Geistes und Kräften der Seele, daß es zu unsern Gunsten entschieden wird; dann wird der Spruch über die, die sich nun so brüsten, nicht anders lauten als wie er über so manchen ihrer Vorgänger in der Geschichte der Menschheit gelautet hat: Gewogen, gewogen und zu leicht befunden. Niebergall

Von Ahnungen und von Träumen

Die Zeit so schwerer Ereignisse, steter Befürchtungen und anomaler Erscheinungen, die wir jetzt durchleben, hat die Empfindung für das Uebersinnliche, und zwar nicht nur nach seiner gesunden Seite als religiöse Empfänglichkeit, sondern auch nach seiner ungesunden als abergläubische Empfindsamkeit, in besonderer Weise geweckt. Mit dem Glauben hat der Aberglaube, mit der Frömmigkeit die mystische Neigung für Dinge, die über unsere Schulweisheit hinausgehen, bei denen draußen wie drinnen stille Einkehr gehalten.

Zwei Erscheinungen sind es, denen vornehmlich die Aufmerksamkeit zugewandt wird: den Vorahnungen und den Träumen.

Sehr oft hören wir von gefallenen Kriegern, daß sie kurz vor dem Sturme oder der Schlacht, auch im Schützengraben oder Unterstande ihren Tod bereits sicher vorausgesagt, ja ihre Bestimmungen für sein Eintreten getroffen haben. Eine natürliche Erklärung begegnet hier keiner Schwierigkeit. Wer jede Sekunde vom Tode bedroht ist, wer seine Kameraden zur Rechten und zur Linken ihm unaufhörlich zum Opfer fallen sieht, der muß naturgemäß vor einer entscheidenden Aktion den Gedanken haben, daß sein Schicksal nun auch ihn ereilen könnte. Zudem hören wir immer nur von den Fällen, wo diese Vorahnung zur Wirklichkeit geworden, während uns jene gewiß noch häufigeren, wo sie sich nicht erfüllt, weniger zur Kenntnis kommen. Ganz ähnlich verhält es sich mit solchen Vorahnungen bei den zu Hause Gebliebenen, denen die stete Besorgtheit und Furcht dunkle und ahnungsvolle Gefühle mit einer gewissen Naturnotwendigkeit einflößen.

Etwas anders steht es mit den „Ansagen", d. h. mit den vormahnenden, deutlich vernommenen, aber unbegreiflichen „Stimmen", die nicht aus dem mehr oder minder bewegten Innern, sondern „von außen" kommen. Auch hier hören wir öfters von Soldaten, daß ihnen urplötzlich, und ohne daß etwas Besonderes vorliegt, eine „Stimme" sagt: „Morgen oder in dieser Schlacht wirst du deinen Tod finden." Und wenn man sich auch männlich gegen solche „Prophezeiung" wehrt, sowie der angesagte Tag oder die bestimmte Stunde kommt, beschleichen einen doch Unruhe und Furcht. Bei manchem Soldaten ist nun wirklich zur vorhergesagten Stunde ein unglückliches Ereignis eingetreten. Aber es war nur eine leichtere Verwundung oder eine Krankheit, die nicht zum Tode, sondern zur Genesung führte.

Eine nüchterne Vernunft, die den Kausalnexus und die Logik allen Geschehens sich ruhig vor Augen hält, die sich auch in den Augenblicken der höchsten Spannung und der drohenden Gefahr im pflichtgemäßen Handeln und der klaren Einsicht in die Unmöglichkeit solcher manchmal eintreffenden, viel häufiger aber täuschenden Vorahnungen nicht beirren läßt, ist das sichere Heilmittel gegen solche auf der Erregung der Nerven und des Gemütes beruhenden unnormalen Empfindungen. Mit ihr aber vereint die unerschütterliche Zuversicht zu der Weisheit und Güte eines Gottes, der sich in dem, was er sich vorgenommen, durch Ahnungen und Stimmen und zweite Gesichte nicht beeinflussen läßt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt.

*

Psychologisch interessanter als diese übersubtilen Gemüts- und Nervenstimmungen ist fraglos das auch heute trotz aller philosophischen, psychologischen und medizinischen Erklärungsversuche noch lange nicht aufgeklärte Gebiet der Träume.

Von den ältesten Zeiten an, wo wilde Völker das Traumleben als Wirklichkeit betrachteten und meinten, die Seele verlasse im Schlafe den Leib und halte Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern, bis hin zu dem aufgeklärten Plato, der das Ueberirdische des Traumes gleichwohl glaubte, oder bis zu Aristoteles, der Traumoffenbarungen ebenfalls für wahrscheinlich hielt, ist das Traumleben eine Quelle unausgesetzter philosophischer Studien gewesen.

Aber auch in religiöser Beziehung hat der Traum seine Bedeutung gehabt. Sowohl im Alten wie im Neuen Testament benutzt Gott ihn zur Offenbarung seines Willens und seiner Wege. Die Menschen achten darauf. Träumen wird Wichtigkeit beigelegt, und die Traumdeuter genießen am Hofe der Könige wie in den Kreisen des Volkes Ansehen. Zu Abimelech, zu Abraham, zu Joseph, Pharao, zu Salomo, Daniel und Nebukadnezar kam Gott im Traume. „Im Traume des Gesichtes in der Nacht," heißt es bei Hiob, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute, und schrecket sie und züchtiget sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende, und beschirme ihn vor Hoffart, und verschonet seiner Seele vor dem Verderben und seines Lebens, daß er nicht in das Schwert falle." Und beim Prediger Salomo: „Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume." Und ein andermal: „Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit und viele Worte."

Auffallend ist es, daß sich hier schon im Gegensatz zu der Auffassung der Gottesoffenbarung im Traume, wie sie sonst das Alte Testament zeigt, eine skeptischere Beurteilung des Traumes zeigt. Vollendet finden wir diese dann im Buche Sirach, wo in geradezu modernem Sinne ausgesprochen wird, daß Träume Schäume sind und sich nur Narren auf sie verlassen. „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anderes, denn Bilder ohne Wesen. Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken."

*

Auch heute noch spielen die Träume in den weiten Kreisen des Volkes eine Rolle. Ein bekannter Verleger, einmal gefragt, welche Art von Büchern wohl am besten ginge, antwortete: „Die Traumbücher“. Und auch heute noch beschäftigen sich viele Menschen mit ihren Träumen, werden durch sie beunruhigt und geängstigt, und es ist gar keine Frage, daß gerade der Krieg ihre Bedeutung stark gehoben hat.

Immer mehr neigt man zu der Meinung, daß Träume nichts sind als die natürliche Folge irgendwelcher körperlichen Indispositionen, insbesondere des Magens. Ein Zuviel beim Abendessen, eine schwere Speise, eine Verdauungsstörung, ja ein Druck nur im Magen oder den Blutgefäßen vermag die absonderlichsten Träume hervorzurufen. Alkohol oder Nikotin ist in dieser Hinsicht von schwerwiegender Bedeutung. Es handelt sich hier also lediglich um mehr oder minder bewußte Reize auf die Oberfläche des Organismus oder auf empfindliche Stellen des Körpergewebes, jedenfalls nur um körperliche Reizungen, während die ältere Theorie diese Einflüsse als außerorganische ansah.

So einfach jedoch ist das Problem der Träume nicht zu lösen. Denn es sind nicht lediglich körperliche Reize, die das Vorstellungsmaterial der Träume liefern, sondern fraglos geistige und seelische in demselben Maße. Jeder, der träumt — nach vielen Erklärungen träumen alle Menschen und alle unaufhörlich, nur daß ihnen ihre Träume im wachen Zustand aus dem Bewußtsein geschwunden sind — und der über seine Träume nachdenkt, wird dabei entdecken, daß irgendein Keimgedanke der Wirklichkeit ihnen zugrunde liegt, daß selbst in den krausesten und wunderlichsten Träumen irgendeine Vorstellung, die man, oft vor längerer Zeit, gehabt, irgendein nicht zu Ende gedachter Gedanke sich fortspinnt und phantastische Gestalt annimmt. Reihenfolge, Logik, wirkliches Sachverhalten verwirren und verwischen sich im Traume, anschauliche Wahrnehmungen finden nicht statt, jede Willensbetätigung bleibt ausgeschlossen — aber ein geistiger Keimgedanke, eine seelische Idee ist fast immer da.

Es ist vor kurzem, ich weiß nicht von wem, es kann S. Freud gewesen sein, die Theorie aufgestellt worden: alle Träume wären die Ergebnisse unserer Wünsche, sie stellten erfüllte oder unerfüllt gebliebene Wünsche dar.

Es ist etwas Einleuchtendes und Annehmbares in diesem Gedanken, aber er bleibt in der Einseitigkeit stecken und erschöpft das Problem nicht. Denn sicher werden unsere Träume von der Sorge und Furcht in noch höherem Maße als von dem Wunsche beeinflußt.

Will man eine einigermaßen erschöpfende Erklärung des ganz niemals zu lösenden Problems, so möchte ich sagen: Unsere Träume sind beides: Wunsch- und Furchtträume. Sie sind das Produkt unseres Wünschens und Fürchtens. Alles, was der Mensch von ganzer Seele wünscht, was ihn Tag und Nacht beschäftigt, sein ganzes Leben und Treiben erfüllt, alles zugleich, wovor er in ständiger Furcht lebt, wovor er zittert und bangt, all die drückende, nie weichende Sorge um sich, um einen anderen Menschen, ein kränkliches Kind, einen im Felde und in steter Gefahr befindlichen Sohn, alles das kommt naturgemäß auch im Schlafe nicht zur Ruhe, nimmt wunderliche, manchmal unbegreifliche Gestalt an und verleugnet doch seinen eigentlichen Keim nicht.

Um nur zwei Beispiele anzuführen: Ich bin überzeugt, daß jetzt im Kriege viel schwerer und banger geträumt wird als in Friedenszeiten, daß auch Leute, die früher von Träumen, insbesondere von drückenden und ängstlichen, nichts wußten, jetzt ihre Bekanntschaft machen.

Und das zweite: Ich bin überzeugt, daß ein Mensch, der ständig von Todesfurcht und steter Sorge um sich erfüllt ist, viel häufiger von Krankheit und Sterben träumt wie ein anderer, dem solche Furcht völlig fernliegt.

Unsere Träume: Wunsch- und Furchtträume — damit wäre das seelische Moment der Träume nach meiner Meinung am einleuchtendsten erklärt, das das körperliche selbstverständlich nicht ausschalten soll.

Lediglich das psychologische Motiv ist bei dieser Erklärung und Abhandlung das maßgebende gewesen, alles, was darüber hinausgeht, jeder Versuch, den Träumen einen anderen als den natürlichen Erklärungsgrund zu geben, nach alter Theorie überirdische Gewalten, Offenbarungen, Warnungen und dgl. in ihnen zu sehen, jede Neigung, sie zu deuten, sich durch sie bestimmen oder beunruhigen zu lassen, gehört in das Gebiet des Aberglaubens.

Freilich ist auch dieser Aberglaube nur aufs neue ein Beweis, daß der Same, zu glauben, in uns allen liegt, und wäre es auch nur an Wahn und Träume, daß der verstandesklare, denkende Mensch neben seinen fünf Sinnen noch einen verborgenen sechsten haben muß, der ihn auf seinen Schwingen aus dieser Welt der nüchternen Erfahrung und Erkenntnis in eine andere hinüberträgt, in der alles Suchen ist und Glauben und Hoffen.

Nur daß dies Suchen, von allerlei phantastischen Vorstellungen und Gedanken fort, in gesunde und fruchtbare Bahnen gelenkt und jenem verworrenen Aberglauben der Glaube gegenübergestellt wird, von dem Goethe einmal so wahr geurteilt, daß er ein großes Gefühl von Sicherheit aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen entspringe.

Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens, auf dies große Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft aber kommt alles an, insbesondere in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben.

Artur Brausewetter

Ein Nachwort zum 100. Geburtstag Gust. Freytags

„Soll und Haben“, „Die verlorene Handschrift“, „Die Ahnen“, das waren die Bücher, die uns in unserer Jugend in die Hände gelegt wurden, aus denen wir ganze Seiten auswendig wußten. Zwischendurch schob sich für uns die Lektüre von „Ekkehard“ ein. Aber die festgefügte, herbe Welt der „Ahnen“ war es doch zumeist, die uns den Einblick in die Jahrhunderte deutscher Geschichte gewährte. Hier erfuhren wir, was deutsch sei: Geist, über die geliebte Scholle streichend. Gustav Freytag besaß neben Geist aber auch Gemüt, und beides ließ er nicht romantisch zerflattern, sondern gab ihm die gutbürgerliche Fassade. Eben weil sein Werk so klug und wohlbestellt ist, ist es uns als eine greifbare Wirklichkeit einverleibt. Möglich, daß wir mehr hineinlegten, als der Schöpfer selbst. Als wir Gustav Freytag lasen, waren wir noch jung, sehr jung. Heute denken wir in manchen Stücken anders. Freytags Charakterbild schwankt. Als er vor 21 Jahren starb, pries man ihn als den Heros deutscher

Arbeit und deutscher Tüchtigkeit, als den Deutschesten unter den Deutschen. Heute denkt man kühler über ihn. Seine Romane werden noch gelesen, doch nicht mehr so geschätzt wie einst; seine Theaterstücke, die „Journalisten“ nicht ausgenommen, werden fast nur noch von Hofbühnen gespielt — und mehr aus Pflicht, denn aus Neigung. Daß die Neuesten nichts von ihm wissen wollen, will freilich nichts besagen. Doch auch die Gemäßigten, die Neutralen, der literarische Mittelstand, für den er doch eigentlich geschrieben hat, ist nicht mehr so recht für ihn eingenommen. Unbedingte Bewunderer hat er eigentlich nur noch in ganz bestimmten Kreisen; bei den alten Leuten aus der guten alten Zeit. Fontane und Keller sind noch jugendfrisch — Freytags Andenken umweht bereits ein leiser Moderduft. Woher dieser Wandel? Wir wollen versuchen, die Frage zu beantworten.

Der Grundzug von Freytags Wesen ist die mittlere Linie. Nicht nur als Politiker war er nationalliberal. Und dazu war er schon durch seine Herkunft bestimmt. Als Sohn eines wohlhabenden Arztes war er liberal. Als Sohn einer schlesischen Kleinstadt, wo er das Deutschtum in beständigem Kampfe sah, trat ihm die Bedeutung des Nationalen von Jugend auf vor Augen. Frühzeitig lernte er als beste Waffe in diesem Kampfe die tüchtige Arbeit des Bürgers schätzen; frühzeitig erkannte er, wie der Müßiggang der Hochgeborenen und die Auflehnung der Hungernden dem Deutschen in diesem Kampfe schadeten und dem Gegner in die Hände arbeiteten. Schon als Kind lernte er alles, was er als Mann gelehrt hat. Im Jahre 1848 hat er die mittlere Linie gefunden: die Romantiker hingen ihm zu sehr an der Vergangenheit, die Jungdeutschen waren ihm zu revolutionär. Er wird Journalist. Seit 1848 wird er auch als Dichter politisch und pädagogisch. Er schreibt die „Journalisten“. Wiederum findet er die mittlere Linie: Der Professor und Bolz repräsentieren die bürgerliche Tüchtigkeit, der Oberst den romantisch-überlebten Adel, Schmock den unzuverlässigen vierten Stand. Ungefähr dasselbe gilt von „Soll und Haben“. Wieder dieselbe mittlere Linie, dieselbe Moral. Das solide Bürgertum, repräsentiert durch T. O. Schröter und den biederen Kalkulatorssohn mit dem biederen Namen Anton Wohlfahrt; der überlebte Adel: Freiherr von Rothsattel; der unsolide vierte Stand: Ehrenthal und Itzig. Diese anderen Stände haben nur insoweit Wert, als sie sich durch die Arbeit zum Bürgertum bekehren. Beispiele: Herr von Fink, der so urplötzlich ein anderer wird, und der kranke Sohn Ehrenthals, der ein Gelehrter werden möchte. Ein Weltbild, gesehen aus der Perspektive des wohlwollenden Prinzipals. Daß der Angestellte, der Proletarier, es etwas weniger rosig sehen muß, daran scheint Freytag nicht gedacht zu haben. Mit wieviel mehr Liebe hat etwa Dickens, mit dem man ihn so gern vergleicht, die kleinen Leute gemalt! Zum tiefen Humoristen fehlt Freytag die Liebe. Er vergißt, die Traulichkeit und Innigkeit des deutschen Bürgerhauses zu schildern. Und auch als Kaufmannsroman ist „Soll und Haben“ zu klein geraten. Das Haus T. O. Schröter war schon damals, 1855, ein bischen unmodern. Auch hat der Poet sich als schlechter Prophet gezeigt. Die deutsche Einigung, die er ersehnte, ist durch einen aus der Junkerkaste geschaffen worden, der er so gar nichts mehr zutraute. Und der vierte Stand hat nicht erst in diesen Tagen seinen Wert erwiesen. Der Kaufmann aber ist seit Anno damals etwas unternehmender geworden. Sein Irrtum schreibt sich daher, daß Freytag die Tüchtigkeit des ganzen Volkes für einen bestimmten Stand reklamieren wollte. Damals war diese Verherrlichung des Kaufmanns, die vielen erst zeigte, wieviel die Kaufleute wert waren, sicherlich von Nutzen — heute fällt sie auch manchen Kaufleuten auf die Nerven. Das Bürgertum ist „liberaler“ als Freytag selbst: es war von jeher objektiver als die anderen Stände, es hat ihnen ihre Vorzüge gern gelassen und sich vor Selbstbeweihräucherung gehütet.

Es folgte „Die verlorene Handschrift“: dieselbe Tendenz. Bürgertum gegen Aristokratie. Oder: die Bekehrung des Romantikers. Vor- und nachher erscheinen die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit!“ Auch sie liegen auf der mittleren Linie, die Geschichte wird nicht lediglich von den großen Persönlichkeiten gemacht, aber auch nicht von den „Massen“. Freilich war diese Erkenntnis damals eine nützliche Tat. Und da es hier mehr auf Forschung als auf Dichtung, mehr auf Fleiß als auf Genie ankam, ist dieses Werk eines seiner gelungensten. Aus diesen „Bildern“ erwuchs ihm, nach dem großen Kriege, den er im Hauptquartiere des Kronprinzen als Berichterstatter mitmacht, der Plan zu den „Ahnen“: jener Zyklus von echt geschichtlichen Romanen, der nach dem dritten mehr und mehr abfällt. Selbst seine treuesten Leser gestanden, es sei doch mehr Kulturgeschichte als Poesie, und sinkende Gestaltungs- und Sprachkraft sei nicht zu verkennen.

In Summa: ein Dichter der mittleren Linie, der alles Romantische ablehnte und für das Werdende kein Auge hatte, der für seine Zeit schrieb und mit seiner Zeit zerbröckelte. Freytag war mehr tüchtig als begabt, groß nur im Mittelmäßigen. Er zeigt, wieviel eine im Grunde unpoetische Natur durch Fleiß erreichen kann. Ein Gelehrter, ein Journalist, der Dramen und Romane schreibt. Freud und Leid seines Lebens störten ihn nicht in seiner ungewöhnlichen Gemütsruhe. Seine Kraft erwuchs aus seiner Einseitigkeit. Eine spätere Zeit wird ihn vielleicht als Politiker höher schätzen denn als Dichter. Denn letzten Endes ordnen sich seine Dramen und Romane seinem politischen Programm unter: Stärkung des Bürgertums. Da liegt seine wahre Bedeutung. Und darum bleibt es dennoch bestehen: er war ein Mann, nehmt alles nur in allem! Für eine ganze Generation, ja für mehr als eine Generation von deutschen Lesern war er eine Realität, unantastbar wie Elternhaus und Heimatslandschaft und Jugendspiele und Jugendgespiele, der erste Roman, den wir lasen, in entscheidenden Jahren. K.-ch.

Ich hatt' einen Kameraden — —

Erzählung von A. Schaab

(Fortsetzung)

In dem Lazarett zu Laon lag Paul Goldner als Sterbender. Vor wenigen Stunden erst war er eingebracht worden. Er hatte einen Lungenschuß, und der Arzt meinte, daß er den Abend nicht erleben wird. Mit vom Fieber glühendem Gesichte lag er da. Hastig arbeiteten seine Hände auf der Decke. Die Pflegerin neben ihm hatte alle Mühe, ihn ruhig zu halten. Zureden half nichts, denn seine Gedanken waren verwirrt. Er murmelte unzusammenhängende Worte und: „Hilde! Hilde!“ stieß er dazwischen immer wieder hervor. Es klang wie ein Verzweiflungsruf.

Wieder fing er an, auf der Decke zu weben. Es sah aus, als ob er schreiben wollte. Sollte sie fortgehen und Papier und Bleistift holen? Vielleicht konnte er ihr doch noch etwas diktieren. Sie neigte sich auf ihn hinab, sie lauschte. „Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand," murmelte er. Nein, es war unnötig. Er war doch nicht bei sich, und sie durfte nicht von dem Bette weggehen. Sie wischte ihm das zwischen den Lippen hervordringende Blut ab. „Gewiß ja, wir schreiben ihr alles," sagte sie tröstend. „Sie können sich bestimmt darauf verlassen." Aber er beruhigte sich nicht. Immer ängstlicher, immer klagender wurde sein Ruf. Der Pflegerin selbst trat der Schweiß auf die Stirne ob solcher Not. Sie machte eine Einspritzung, doch auch das nützte nicht viel. Aber endlich wird er ruhiger werden müssen, wenn er erschöpft sein wird, wenn das Lebensblut vollends verronnen ist. Wieder trocknete sie ihm die Lippen.

Da öffnete er die Augen, sie waren merkwürdig gläsern und starr, wie wenn er irgendwie damit in die Ferne schaute, und dann rief er überlaut: „Gustav Reinhold!"

Gustav Reinhold? — Hieß nicht so der Leichtverwundete drunten im zweiten Stock, der mit dem Streifschuß, der Professor? Die Schwester winkte einer Helferin herbei; daß sie ihn rufe. Versuchen konnte man es immerhin. Also trat Gustav Reinhold an das Bett des Sterbenden. Und merkwürdig, Paul Goldner erkannte den Freund sofort. Also war er doch nicht derart im Fieber befangen, wie die Schwester gemeint hatte. Gustav hob ihn mitsamt dem Kissen hoch, auf dem er lag, damit er leichter atmen, leichter sprechen habe, und die Schwester entfernte sich, weil sie wohl spürte, daß sie dadurch jenen das vertrauliche Reden ermöglichte. Es war ja nun jemand bei ihm, der sie im Notfalle sofort herbeirufen konnte.

„Hilde?" fragte Gustav Reinhold, denn er sah, daß er helfen müsse, wenn die Kraft noch ausreichen sollte zu den paar Anempfehlungen, die Paul vielleicht zu machen hat.

„Nicht wissen, daß ich gefallen bin," hauchte Paul Goldner.

„Nicht? — Aber?" fragte Gustav Reinhold in starrem Entsetzen.

„Du schreibst für mich."

„An deiner Stelle? Das geht doch nicht. Das ist Betrug. Das merkt sie auch. Und dann —? Wissen muß sie es doch einmal, und —"

Wie sollte der um Luft Ringende auf das alles antworten? Tiefes Weh legte sich in seine Züge, und dann schoß es in seine Augen, ein Blick, den Gustav Reinhold nicht vergessen wird, und wenn er hundert Jahre alt werden sollte. Ein Bitten, ein Nötigen, ein Ueberwältigen lag darin und ein wunderbar tiefes Vertrauen, das dem andern die Tränen in die Augen trieb. — „Bis das Kind geboren ist —" bat er flüsternd.

Gustav Reinhold beugte sich hinab. Er drückte sein Gesicht an das des Freundes. „Ja dann!" Das hatte er nicht gewußt.

Paul Goldner schien beruhigt, auch war sein Atem erschöpft. Er mußte liegen und warten. Gustav zog sich einen Stuhl herbei und saß am Lager des Freundes, dessen Hand zwischen den seinen haltend. Das Versprechen, das er soeben gegeben hatte, ging ihm durch den Sinn, und die Widersinnigkeit der Anforderung wurde ihm mit jedem Augenblick deutlicher. Wie konnte ein Dritter gerade jetzt zwischen die beiden treten? Und wird das Weh nicht so viel einschneidender, wenn es nach Wochen des Betrugs dann über sie fällt. Konnte er Paul nicht doch von diesem Gedanken abbringen? Er fing wieder an, von Hilde zu sprechen; aber da wurde der Freund sofort unruhig, wieder begehrte er zu reden. Noch einmal hob ihn Gustav hoch. „Weil du deine Seele allzeit vor dir in deinen Händen trägst," flüsterte er mühsam, und schon wieder färbten Blutstropfen seine Lippen. Und doch, wie fahl er jetzt war, wie todesmatt. Auch der Herzschlag hatte bedeutend nachgelassen. Das Fieber ging scheinbar zurück, vielleicht wird er nun vollends auslöschen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ergab sich Gustav Reinhold in das Unmögliche. Man konnte mit dem Sterbenden nicht mehr rechten. „Was und wie du willst, Lieber," sagte er beruhigend.

Jener lächelte, und im Blicke seiner blauen, sicheren Augen lag ein tiefes Meer des Vertrauens, der Zuversichtlichkeit, so als ob sie ständig sagten: „Du wirst es schon zu machen wissen."

Langsam ging die Zeit. Paul Goldner wurde immer stiller, regloser. Sein Atem verebbte ihm langsam. Nur ganz zuletzt begehrte er, noch einmal etwas zu sagen. Gustav Reinhold spannte alle Kräfte an, um ihn sicher zu verstehen. „Da gibt's ein Wiedersehn," hauchte jener. Da wußte Gustav, daß der Freund, von den irdischen Dingen los, seine Sehnsucht bereits hinübersandte in die andere, die ewige Heimat. Wie gut, daß er auch davon mit ihm und für ihn reden konnte. Jene Unterhaltung eine Viertelstunde vor der Kriegserklärung fiel ihm wieder ein, von dem Festland, das die wenigsten betreten wollen, und Pauls erstaunter, ja widersprechender, gereizter Blick damals. Wenige Monate waren seitdem erst verflossen, und wie viele Tausende hatten den Schritt bereits hinübergetan auf jenes Festland. Wohl ihnen, wenn sie beim ersten Tritt schon den festen Boden unter sich fühlten! Was man sonst scheu verhielt, wozu man Jahre der Bekanntschaft, der Freundschaft glaubte nötig zu haben, ehe man es gegen den andern herausließ, hier wurde es ausgesprochen in diesen kurzen Augenblicken, in diesen Sekunden, die zwischen Gesundsein und dem Tode lagen. Auch Gustav Reinhold blieb keine Zeit zum Ueberlegen. In wenigen Worten, ohne alle Umschweife, sprach er dem Freunde von den ewigen Hoffnungen, von der großen Heimat, in der sie sich alle wiedertreffen wollten, nach der sie alle strebten. Und der Zugang zu ihr? — Ja, da gab's nun ebenfalls keine Zeit für allerlei ethisches und ästhetisches Gerede, wie der Professor einst so richtig gesagt hatte, nicht einmal viel Besinnen, wie man sich der Neuzeit und dem Bildungsgrad des Betreffenden entsprechend ausdrücken möchte, sondern nur ein Herausstellen von den festen, inneren Beständen, oder dessen, was man vor Jahren einmal gelernt hatte im Konfirmandenunterricht vielleicht oder gar schon früher und was inzwischen brachgelegen war. „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott besteh'n, wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n," betete der Professor; und unter diesem Troste wurde des Freundes Blick sicherer und zuversichtlicher, bis der Schatten des Todes darüberglitt, und das Haupt ihm langsam zur Seite sank.

Gustav Reinhold neigte sein Ohr an die Lippen des

Freundes, im Falle er noch etwas sagen möchte, und jener flüsterte: „Im ew'gen Leben mein guter Kamerad." Waren seine Gedanken denn noch ganz klar, daß er gerade wieder auf das Marschlied kam? Oder wanderten sie bereits? — Sein Atem stockte. Gustav Reinhold rief die Schwester. Die Pfleger kamen und beschäftigten sich um den Toten. Als man ihn auf sein Totenlager gebettet hatte, wurde auch dem Professor befohlen, zu gehen.

Wie benommen schlich er durch die Gänge. Vor dem Saale, in dem er selbst untergebracht war, hielt er an. Er brachte es nicht über sich, sofort da einzutreten. Er lehnte sich an die Wand. Und da erst kam ihm voll das Bewußtsein von dem, was er verloren hatte. Drinnen redeten und lachten sie. Es waren ja zum Glück meist Leichtverwundete. Einer pfiff, und einer summte mit tiefer, brummender Stimme: „Ihn hat es weggerissen, er lag zu meinen Füßen — Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand — —"

Gustav Reinhold schlug die Hände vor das Gesicht. Ein heftiger Weinkrampf schüttelte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau

Deutsches Reich

Der Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland hielt kürzlich unter dem Vorsitz von Geheimrat D. Dr. Flöring-Darmstadt in Eisenach eine Kriegstagung ab, zu der zahlreiche Vertreter aus allen Landesteilen Deutschlands erschienen waren. Dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß durch den Krieg wohl vielen Vereinen die singenden Männer entzogen sind, daß man aber trotzdem überall mit gutem Erfolg bestrebt ist, die heilige Tonkunst im Chorgesang zu pflegen. Den im Felde stehenden Sängern wurde nachstehender Gruß entsandt: „Der Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland grüßt seine im Felde stehenden Glieder und alle Freunde der musica sacra und dankt ihnen, daß sie durch die treue Pflege des deutschen Liedes und der heiligen Tonkunst die Herzen der Kämpfer erhoben und gestählt haben. Gott schütze sie und führe sie uns nach siegreich beendetem Kampf zurück zu gemeinsamen Arbeiten und Feiern!" Auch an den befreundeten schwedischen Kirchengesangverein wurde ein Gruß gesandt. — Der Hauptgegenstand der Tagung war eine Besprechung über die Art, in welcher Form das große Reformationsjubiläum des Jahres 1917 in würdiger Weise kirchlich begangen werden soll. Geheimer Konsistorialrat D. Smend-Münster, Superintendent D. Nelle-Hamm, Professor Arnold Mendelssohn-Darmstadt und Geheimrat D. Dr. Flöring-Darmstadt hielten einleitende Vorträge, die übereinstimmend ausführten, daß diese Feier, die eine Jubiläumsfeier der ganzen Reformation sein muß, nicht auf einige Tage beschränkt sein darf, sondern daß sie sich durch alle Gottesdienste, durch alle musikalischen und alle Vereinsveranstaltungen des ganzen Jahres hinziehen muß, daß in erster Linie Luthers und aller Reformatoren Lieder in ihrer urwüchsigen Kraft wieder in der Gemeinde lebendig werden sollen, daß die Darbietungen der Chöre Beziehungen haben müssen auf die Reformationszeit und die Hauptgedanken der Reformation. Dadurch, daß wir die evangelischen Gemeinden zum Singen des Schatzes evangelischer Lieder erziehen, wollen wir zum Ausdruck bringen, welch reichen Segen wir in dem reformatorischen Erbe besitzen. An die sehr beifällig aufgenommenen Vorträge schloß sich eine längere Aussprache, welche die Vorschläge in praktischen Einzelheiten ergänzte. — Wenn es die Zeitumstände gestatten, soll die nächstjährige Tagung in einer der Lutherstädte stattfinden.

Zur Schutzpatronin der Pfarrersköchinnen ist nach dem Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Deutschlands (1916 Nr. 7 u. 8) nunmehr die hl. Verena aufgestiegen. Sie soll nach längerer Einkerkerung unter Kaiser Diokletian bis zu ihrem Tode einem Priester das Hauswesen geführt haben. So gebührt ihr das neue Amt mit Fug und Recht!

Sir Roger Casement ist unmittelbar vor seinem Tode zur katholischen Kirche übergetreten — offenbar um mit seinem geliebten irischen Volk, für das er starb, im Tode auch im Glauben eins zu sein. Für England umso schlimmer!

Oesterreich

Aus dem Osten. Wie uns von befreundeter Seite mitgeteilt wird, ist die ganze Stanislauer Anstaltsgemeinde wieder wie im Jahre 1914 nach Gallneukirchen in Ober-Oesterreich geflüchtet und hat dort gastfreundliche Unterkunft gefunden. Pfarrer D. Zöckler hat mit den nach Stanislau geflüchteten Ansiedlern einen Zufluchtsort irgendwo in Galizien, einige Meilen hinter der Front gefunden und wartet dort auf den Augenblick, wo er wieder die Stätte seiner Wirksamkeit aufsuchen darf.

Der Kampf um eine Religionsunterrichtsstelle. Zu unserem seinerzeit unter dieser Ueberschrift veröffentlichten Aufsatz erhalten wir von Herrn Professor Arthur Wieser, k. k. Bezirksschulinspektor in Baden, folgende Zuschrift:

„Sie hatten die Freundlichkeit, mir Nr. 31 Ihrer geschätzten Wochenschrift unter Hinweis auf Seite 246 und 247 dieser Nummer zu übersenden.

Ich ersuche Sie zur Kenntnis nehmen zu wollen und gegebenenfalls in Ihrem Blatte zur Steuer der Wahrheit der Tatsache zur Veröffentlichung zu bringen, daß im hiesigen Schulbezirke die Einrichtung von evangelischen Religionssammelstationen in Baden, Vöslau, Traiskirchen, Leobersdorf und Berndorf besteht, daß für die Unterrichtserteilung an diesen Stationen Geldentschädigungen in der Höhe der für den katholischen Religionsunterricht festgesetzten Beträge und überdies, mit Ausnahme von Baden, auch Wegentschädigungen ausbezahlt werden.

Es dürfte also wohl zu weit gegangen sein, aus dem Falle „Weißenbach", in dem alle gesetzlichen Bestimmungen gegen die Errichtung einer Sammelstation sprechen, einen Schluß auf „die Stellungnahme öffentlicher Stellen und Behörden in Nieder-Oesterreich" zu ziehen, der entschieden als verfehlt bezeichnet werden muß. Mit dem Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung . . . ."

Hiezu bemerken wir: Es hat wohl niemand aus dem von uns veröffentlichten Aufsatz herausgelesen, daß irgendwo, etwa z. B. im Schulbezirk Baden, überhaupt keine evangelischen Religionsunterrichtsstellen genehmigt werden. Es lag uns auch durchaus ferne, unseren Ausführungen eine Spitze gegen irgendeine einzelne Behörde oder eine einzelne Persönlichkeit zu geben. Wir hätten den Fall, der für uns ein typischer Fall ist, gerade so gut mit den bloßen Anfangsbuchstaben wiedergeben können, Aber warum sollten wir nicht offen den Namen nennen, den wir meinen?

Herr Bezirksschulinspektor Prof. Wieser beruft sich darauf, daß „in dem Falle Weißenbach alle gesetzlichen Bestimmungen gegen die Errichtung einer Sammelstation sprechen." Gerade um diese Frage handelt es sich uns. Natürlich kennt Herr B.-Sch.-J. Prof. Wieser die einschlägigen Bestimmungen besser als wir. Vielleicht hat er die Güte, uns nachzuweisen, wo die gesetzlichen Bestimmungen veröffentlicht sind, die eine bestimmte Mindestzahl von Schülern — man nennt uns öfter die Zahl 20 — feststellen. Bis jetzt ist uns nämlich in den uns zugänglichen Veröffentlichungen nicht gelungen, eine dahingehende Verordnung aufzufinden. Die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen haben wir ja in unserem Aufsatz abgedruckt. Und daß uns in anderen Kronländern viel mehr Entgegenkommen bewiesen wird als in Nieder-Oesterreich, können wir ohne Mühe belegen. H.

An die verehrliche Schriftleitung der „Wartburg."

In der Folge vom 28. Juli der „Wartburg" steht eine Notiz des Inhalts: Pfarrer Dr. phil. Entz in Wien beabsichtigt, sich an der Fakultät für praktische Theologie zu habilitieren. — Darauf habe ich mit folgender Richtigstellung zu antworten: Ich stehe dieser Notiz persönlich völlig ferne. Dieselbe ist ohne mein Zutun, ohne mein Wissen und Willen, ja mir selbst zu großer Verwunderung erschienen. Zur Sache selbst bemerke ich, daß ich den Lizentiatengrad, also die notwendige Voraussetzung zur Habilitation, überhaupt nicht habe.

In Ergebenheit

Nidden in Ostpreußen, am 11. August 1916.

Dr. Gustav Entz,
Pfarrer.

Ausland

Italien. In katholischen Blättern Italiens konnte man unlängst auf einen Aufruf stoßen, den eine Anzahl bekannter römischer Katholiken erlassen hat, die im öffentlichen Leben als Provinziallandtagsabgeordnete, als Gemeinderäte usw. stehen. Der Aufruf geht davon aus, daß das Bild Europas und Italiens nach dem Weltkrieg eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bilde der mittelalterlichen Welt nach großen Katastrophen aufweisen wird, und daß auch die Analogie der Ursache dieses Bildes, nämlich die grenzenlose Verwilderung und Verrohung der Menschheit im Wege eines mehrjährigen Krieges, es rechtfertigt, zu humanitären Ansichten zurückzukehren, die einst in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts den heiligen Franziskus von Assisi zu seinem Liebeswerk begeistert haben. So fordern diese modernen italienischen Katholiken zur Bildung einer weltlichen Franziskanergesellschaft auf, die nicht das mindeste zu tun haben soll mit religiösen Erscheinungen, wie dem Terziarierorden der Franziskaner selber, sondern die auf rein weltlicher Grundlage und im Wege von humanitären und wissenschaftlichen propagandistischen Werken in der Menschheit nach dem Kriege die Gedanken des Poverello von Assisi wieder vertreten soll. —

Die protestantische Geschichtsforschung, die sich im letzten Jahrhundert mit großer Liebe dem Franziskus von Assisi zugewandt hat, ist längst darüber im Klaren, daß Franziskus eigentlich weit mehr Reformator als Ordensgründer sein wollte, und daß seine Gründung, eine Laienbruderschaft zur Verwirklichung der vollkommenen Nachfolge Christi, eigentlich ganz gegen seinen Willen in einen Mönchsorden umgewandelt worden ist. Unter den italienischen Katholiken waren es wieder besonders die Modernisten, die dem Franziskus neue Aufmerksamkeit schenkten. Soweit aus den obigen dürftigen Angaben politischer Tagesblätter überhaupt etwas zu entnehmen ist, dürfte es sich hier um den Freundeskreis des Romanschriftstellers Fogazzaro handeln.

Rußland. Die evangelische Kirche in Polen. Am 8. und 9. August tagte in Lodz die Pastorenkonferenz der evangelischen Kirche augsburgischen Bekenntnisses in Polen. Diese Kirche ist erst mit dem Kriege wieder in den Gesichtskreis der Evangelischen Deutschlands getreten. Vorher bestanden fast gar keine Beziehungen, und sie stand in Gefahr, dem Deutschtum verloren zu gehen.

Die Kirche hat während des Krieges unsäglich gelitten, sind doch 37 v. H. ihrer Glieder, etwa 140 000 Seelen, ins Innere Rußlands verschleppt und viele Kirchen, Bethäuser und Schulen völlig zerstört oder stark beschädigt. Deshalb stand die ganze Tagung der Konferenz unter dem Gesichtspunkt: Was muß geschehen, um die Schäden und Wunden des Krieges in den Gemeinden zu heilen. Konsistorialrat Holz aus Lodz gab ein erschütterndes Bild von all der Not, die der Krieg den Gemeinden gebracht. Es wurde aus Anlaß des Luther-Jubiläums im nächsten Jahr die Sammlung eines großen Jubelfonds zur Rettung der evangelischen Kirche Polens und ihrer Bekenner beschlossen und die Gründung von Raiffeisenvereinen zur wirtschaftlichen Hebung der Bauerngemeinden und die Gründung von Schulerziehungsheimen für die evangelischen Waisen angeregt. Die jetzt brotlosen Arbeiterfamilien der großen Industrie in Lodz will man auf das Land verpflanzen, die verlassenen Ländereien verschleppter evangelischer Bauern an evangelische Pächter verpachten, um sie den einst zurückkommenden Familien zu erhalten.

Es ist eine gewaltige Arbeit, die in der Gegenwart der evangelischen Kirche Polens sich bietet; aber sie muß getan werden, um die Gemeinden vor völligem Ruin zu bewahren und für die Zukunft zu retten. Uebrigens steht, da eine Anzahl der einheimischen Pfarrer ebenfalls verschleppt ist, bereits eine größere Zahl Pfarrer aus Deutschland in diesen Gemeinden in der Arbeit, und der Gustav-Adolf-Verein und der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß haben bedeutende Geldmittel und geeignete Kräfte dargeboten, um den Gemeinden durch diese Zeit hindurchzuhelfen.

Bücherschau

Für die Studierstube

Pfarrer Friedrich Schulz, Vom Dogma zu Gott. I. Band: „Religion und Menschheit", Oktav VIII und 194 S., geh. 4,20 Mk., geb. 5 Mk. II. Band: „Religion und Christenheit", Oktav VIII und 224 S., geh. 4,70 Mk., geb. 5,50 Mk. Stuttgart, Strecker und Schröder.

Der 1. Band gibt nach einer religionsgeschichtlichen Einleitung eine Einführung in die Schriften und Lehren des A. T. und N. T. Der Standpunkt ist der eines entschiedenen Liberalismus, was schon der Titel des Werkes bekundet. Im „Christentum Christi" oder, wie S. lieber sagen will, im „Menschentum Jesu" liegt das Wesen des Christentums. Christi ist der Gottvaterglaube, der aber ohne ein versöhnliches Vertrauensverhältnis zu Christus keinem Menschen erschwinglich ist. Christus ist und bleibt somit das Zentrum unseres Glaubens. Darin stimmen Paulus und Christus selbst völlig überein. So sehr sich der Verfasser hiermit über den Vulgärrationalismus erhebt, man vermißt doch bei ihm vieles. Das Kreuz Christi steht nicht im Mittelpunkt, wie überhaupt die Tatsachen der Geschichte Jesu in den Hintergrund treten. Eine religiöse Wertung des Todes Jesu als göttlicher Heilstat, wie sie doch auch die moderne Theologie besitzt, fehlt. Im übrigen aber sind die Anschauungen des Verfassers doch maßvoll. — Eine wirkliche Lücke der modernen populären Literatur füllt der zweite, kirchengeschichtliche Band aus, der auf strengwissenschaftlicher Grundlage ruht, die neuesten Forschungen berücksichtigt und doch wahrhaft erbaulich wirkt. — Der 3., in Aussicht gestellte Band will das Thema „Religion und Persönlichkeit" behandeln.

Schöppe.

Lic. Hermann Grosch, Der im Galaterbrief Kap. 2, 11—14 berichtete Vorgang in Antiochia. Eine Rechtfertigung des Verhaltens des Apostels Petrus. Leipzig, Deichert. 1 Mk.

Ein Musterbeispiel für eine historisch-exegetische Untersuchung, wie sie nicht sein soll. In ihr ist so ziemlich alles schief und verkehrt aufgefaßt.

Mir.

Kriegsdichtungen

Döhler, Das deutsche Herz. Kriegsgedichte deutscher Lehrer. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 3 Mk.

275 Kriegsgedichte aus den beiden Kriegsjahren, deren Verfasser alle — mit drei Ausnahmen — deutsche Lehrer sind. Einzelnes Gute und wirklich Dichterische darunter, aber viel Mittelware, und viel vaterländische Reimerei. Klar leuchtet aus allen Gedichten heraus, daß der deutsche Lehrerstand mit glühender Liebe und heiliger Begeisterung den Krieg erlebt und in ihn hineingegangen ist. Dafür brauchte es aber als Beweis dieses Bändchens nicht. Denn der Heldentod so vieler wackerer Lehrer ist das beste Zeugnis der in diesem Stand lebenden Gesinnung. Dichten soll nur, wer wirklich von Gott die Gabe empfing. Wenn jetzt jeder Stand auf den Gedanken käme, alle Reimerei, die in der Kriegszeit von seinen Gliedern verfaßt wurde, drucken zu lassen! — — mir wird ganz bange bei dem bloßen Gedanken daran.

Haun

Deutsche Frauen — Deutsche Treue. Gedichte aus dem Weltkriege. (Volksschriften zum großen Krieg Nr. 82/83). Berlin W. 35, Evangelischer Bund. 20 Pfg.

Eine Verherrlichung der deutschen Frau im Kriege in einer Sammlung von Gedichten, die Reinhold Braun geschmackvoll zusammengestellt hat.

Heldentafeln. Dichtungen von W. Müller-Rüdersdorf, mit Federzeichnungen von Karl Bauer. Elberfeld-Sonnborn, Friedr. Burchard. 2,50 Mk.

Ein eigenartiges Gedenkbuch: Die bedeutendsten Helden und Führer des Weltkrieges in begeisterten und begeisternden Versen besungen und von Karl Bauer gezeichnet, bedeutet es eine wertvolle Bereicherung unserer Kriegsliteratur.

Mir

Bodenreform. Ein Pastor, der als Sanitätsunteroffizier in Polen steht, läßt vom Standpunkt des Geistlichen aus der Bodenreformbewegung folgende Würdigung angedeihen: „Gerade hier in den unwirtlichen Gegenden Polens, in den schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Hütten, in dem rast- und heimatlosen Gewirr des Feldzuglebens lernt man den Wert einer gesunden deutschen „Heimatarbeit", wie ich unsere Bewegung auffasse, kennen. Mein heißer Wunsch ist, daß in der heute anbrechenden neuen Zeit Heimatgefühl und Gottesglaube eine unlösliche Einheit bilden, dann wird unser Vaterland bleibenden Segen aus dieser großen Zeit mitnehmen!"

Wer sich mit der Bewegung näher befaßt, wird diesem Urteil nur zustimmen können. Schon die Tatsache, daß es in unserer so vielfach zerklüfteten Zeit dieser Bewegung gelungen ist, aus allen Ständen, aus allen religiösen Richtungen und Konfessionen, aus allen politischen Parteien Anhänger zu sammeln und so einen Bund der Einigung für weite Kreise des deutschen Volkes zu bilden, zeigt ihren ethischen Wert. Möge deshalb das Flugblatt über Bodenreform, das dieser Nummer unseres Blattes beiliegt, bei unseren Lesern gebührende Beachtung finden.

Inhalt: Wes soll ich mich getrösten. Gedicht. Von Gustav Schüler. — Gottes Wage. Von D. Niebergall. — Von Ahnungen und von Träumen. Von Artur Brausewetter. — Ein Nachwort zum 100. Geburtstag Gustav Freytags. Von K.-ch. — Ich hatt' einen Kameraden. Erzählung von A. Schaab. (Fortsetzung) — Wochenschau. Bücherschau.

Ein Ruf nach Hilfe!

An sich selbst arbeiten, das, was man Gutes hat, entwickeln, was man Schlechtes hat, dämpfen, was man Schlimmeres hat, ersticken oder wenigstens fortschaffen, das ist fortan die Aufgabe und die einzige Aufgabe, die uns gestellt ist. Gobineau.

Würde sich eine begüterte Persönlichkeit finden, die Freude an der Vertiefung einer individuellen Existenz haben kann, um einen armen, tüchtigen Vierundzwanzigjährigen (evangelisch) den Besuch eines Mittelschullyzeums zu ermöglichen?

Freundliche Anträge unter „**Begabter Schriftsteller**“ an die Geschäftsstelle der „Wartburg“, Leipzig, Hospitalstraße 25.

Im Verlage von Arwed Strauch in Leipzig erschien:

Univ.-Prof. D. Dr. Georg Loesche,

Deutsch-evangelische Kultur in Oesterreich-Ungarn

gr. 8°. 34 S. Preis 60 ₰ = 90 h, frco. 70 ₰ = 1 K.

Auf knappstem Raum eine überreiche Geistesgeschichte von mehr als drei Jahrhunderten, von überraschender Weite und Tiefe; wirklich in alle Verhältnisse des geistigen Lebens eines Volkes und seiner Betätigungen hineingreifend; herausgeboren aus gründlichem Wissen, und in großer Gestaltungskraft, die aus zahllosen Einzelzügen ein lebensvolles und beziehungsreiches Gesamtbild herzustellen versteht; nur fast zu reich für den nicht ebenso sachkundigen; gewiß auf jeder neuen Seite lebhaftes Interesse neu weckend und doch zugleich den dringenden Wunsch: wenn doch das hier so und oft nur in kürzesten geschichtlichen Hinweisen Gebotene in größerer Ausführlichkeit sich uns darstellte!

Jordan, Wittenberg.

Theolog. Literaturbericht 1916, 4. Heft, S. 91.

Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen, Bodensee

Drei Bücher der Lebenskunst

von

H. Lhotzky

Daß ich mich nicht ärgere
Das Evangelium von der Kraft
Vom heiligen Lachen

Preis einzeln kart. je M. 2.50; geb. M. 3.50; zusammen in Kassette M. 6.—

Werbet f. d. Wartburg.

Stuhlverstopfung — Stuhlträgheit

Ursachen, Folgen und gründliche Beseitigung dieser Leiden ohne schädliche Abführmittel. Diesbezügliche, belehrende Broschüre von Dr. med. **Coleman** gegen Einsendung von 30 Pfg. für Unkosten.

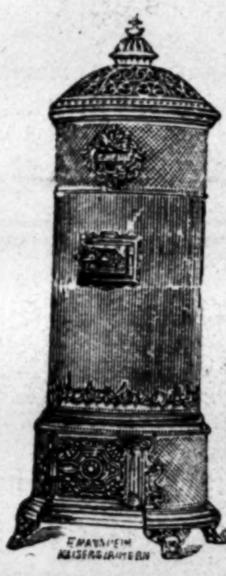
Puhlmann & Co., Berlin 144, Müggelstr. 25 a.

Ringelhardt-Glöckner'sches

Heil- und Zugpflaster

hat sich seit 46 Jahren als vorzügliches, billiges Hausmittel bei **rheumatischen Leiden, Geschwülsten, Brandwunden etc. bewährt.** In Schachteln zu 70 u. 35 ₰ durch die **Apotheken** zu beziehen.

Kirchen-Oefen Schul-Oefen



Referenzen aus ganz Deutschland.
Keine Zahlung vor Ablauf der Probezeit.
Monate lang auf Probe.
E. Henn, Ofenfabrik, **Kaiserslautern.**

Kirchen-Heizung
als Luftheizungen, Dampfheizungen, Kirchen-Mantelöfen
eigner Fabrik
Ueber 1000 Anlagen.
Ill. Broschüre kostenlos.
Sachsse & Co. Halle a. S.

Verzeichnis empfehlenswerter Gaststätten (Hotels, christliche Hospize, Erholungsheime und Pensionen.)

Geordnet im Alphabet der Städte. In den Lesezimmern der hier empfohlenen Häuser liegt „Die Wartburg“ aus.

Deutschland:

Dortmund, Königshof 39, direkt am Nordausgang des Hauptbahnh. **Christl. Hospiz.** 35 Z. 45 B. à 1—3 Mk.

Frankfurt a. M., Wiesenhüttenpl. 25 Hotel Baseler Hof, Christl. Hospiz. 125 Z. 200 B von 2—5 Mk. Pens. 5.50 bis 9 Mk. Appt. mit Bad

Hannover, Limburgstr.3, Christl. Hospiz am Steintor. 22 Z. 33 B. à 1.25 bis 3—

Misdroy, Christl. Hospiz Dünenschloss. Das ganze Jahr geöff. Prosp. kostenfr.

Münster (Westf.), Sternstr. 8. Christl. Hospiz. 9 Z. 12 B. à 1—2 Mk.

Bad Nauheim, Benekestr. 6. Eleonoren-Hospiz. 45 Z. 80—100 B. à 2—5 Mk.

Stuttgart, Hospiz z. Herzog Christoph Christophstr. 11. 60 Z. 80 B. à 1.50—3 Mk.

Wiesbaden, Evang. Hospiz, Platterstr. 2 u. Emserstr. 5. 65 Z. 80 B. à 1.50—3 Mk. Prospekt gratis.

Oesterreich:

Bad Gastein: Evang. Hospiz „Helenenburg“. 18 Z. 26 B. à 10—28 Kr wöchtl. Vor- und Nachsaison. 28—52 Kronen wöchentlich Hochsaison.

Man verlange ausführliche Prospekte, die von sämtlichen Häusern gratis und franko zu haben sind.

Vorherige schriftliche Anmeldung ist allgemein zu empfehlen.

Deutsch-evangelische Stellenvermittelung.

Gesucht werden: Für eine Fabrik in N.-Oesterreich wird ein Schlosser oder Mechaniker (Schnittmacher) gesucht. — Monteur für Stark- und Schwachstrom für eine Stadt in N.-Oe. sofort anzunehmen gesucht. — Unverheirateter Gärtner für Steiermark. —

Stellung suchen: Mehrere Buchhalter und Kontoristen mit Ia. Zeugnissen, ebenso Beamte, Maschinenschreiber, Magazineure. — 19jährig. militärfreier Staatsgewerbeschüler sucht Posten als Maschinenkonstrukteur etc. Deutsch, tschechisch, polnisch und etwas französisch sprechend. — Kontorist mit sämtl. Büroarbeiten bestens vertraut, verh., 37 J., militärfrei, 20 J. Praxis, sucht Stelle als Kontorist, Lohnverrechnungsbeamter dgl. Beste Referenzen. — Gebildetes, junges evgl. Fräulein, musikalisch, kinderlieb, in allen häuslichen Arbeiten erfahren (zuletzt in größeren Landhaushalt tätig), sucht Stelle als Gesellschafterin und Stütze in d. e. Hause.

In einer Stadt N.-Oe., unfern von Wien, mit Real-Obergymnasium werden in einem evgl. Heim Schüler bei bester Verpflegung u. Aufsicht f. nächstes Schuljahr aufgenommen. Gesunder Aufenthalt und Gelegenheit zu gediegener musikalischer Ausbildung.

Offene Stellen für deutsch-evangel. Flüchtlinge aus Galizien: Einige Familien, die in landwirtschaftlicher Arbeit bewandert sind, werden auf ein Gut in Nordböhmen aufgenommen. Größere Gastwirtschaft in Nordböhmen ist an tüchtigen Gastwirt zu vergeben. Anzahlung 3000 Kronen. — In Böhmen können 1—2 Familien, der Vater als Pferdeknecht, Frau und Kinder als landw. Arbeiter unterkommen, freie Wohnung, Holz, Beleuchtung, Garten u. 60 Kr. monatl., Milch u. Kartoffeln.

Auskünfte und Anfragen an die

Bundeskanzlei des deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark in Wien VII/1.
Kenyongasse 15 II/1.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben, N.-L. Für die Anzeigen verantwortlich Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25.
Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.